

Die Heimat und das Heim

Vor 20 Jahren brannte in Rostock-Lichtenhagen ein Asylbewerberheim. Noch heute schwankt die Stadt zwischen Aufarbeitung und Verdrängen. Ein Besuch zu Hause.

Von Ulrike Nimz, Freie Presse, 20.08.2012

ROSTOCK — Ich war acht, als das Fernsehen Live-Bilder aus meiner Heimatstadt sendete. Das gab es sonst nur, wenn Hansa spielte. Jetzt war Krieg in Lichtenhagen, und ich wusste nicht wieso. Ich wusste, dass meine Großeltern dort wohnten, und ich machte mir Sorgen. Damals nahmen wir die S-Bahn, wenn wir Oma und Opa besuchen wollten. Heute fährt eine Straßenbahn quer durch die Stadt. Die Haltestelle ist leicht zu merken. Sie heißt wie der Ort des Geschehens: Mecklenburger Allee.

Man hat Bäume gepflanzt in Lichtenhagen, der Leerstand hält sich in Grenzen. Auf der Wiese vor dem Sonnenblumenhaus steht nun ein Baumarkt, die Gaststätte „Mein Krug“ zeigt die Spiele der deutschen Elf. Gleich um die Ecke liegt das Begegnungszentrum. Vor kurzem ist die ehemalige Kindertagesstätte in kräftigem Blau gestrichen worden. Es gibt ein Café, einen Fußballplatz und einen Mann, der dafür sorgt, dass die Dinge laufen. Rainer Fabian bekommt in diesen Tagen mehr Besuch als sonst. Wenn die Kinder noch in der Schule sind, spricht er mit Journalisten. Alle fünf Jahre wollen die wissen, ob die Jugend Lichtenhagens verloren ist.

Vor der Wende bildete Fabian Matrosen aus. Heute leitet der 54-Jährige ein Team von Sozialarbeitern, ist mal Hausmeister, mal Sprecher des Begegnungszentrums. Für Lichtenhagen ist das Jahr 2012 ein besonderes. Vor 40 Jahren wurde der Grundstein für die Wohnsiedlung nach sozialistischem Ideal gelegt. Ein Giebel-Mosaik in Form einer Sonnenblume ließ einen Elfgeschoss zum Wahrzeichen werden. Wenn es in den Zeitungen heißt „20 Jahre Lichtenhagen“, fühlt sich Fabian wie in einer Zeitschleife gefangen. „Wir sind verdammt, im Jahr 1992 zu leben. Es gibt kein Davor mehr, und auch ein Danach gönnen sie uns nicht.“

Seit 2010 gibt es deshalb die Initiative „Lichtenhagen bewegt sich“. Man will der Anschläge gedenken – und zeigen, dass sich etwas geändert hat: mit internationalen Kochwochen, Gesprächsrunden, einer Fahrradsternfahrt. Schüler haben die Fotoausstellung „Lichtenhagen – deine Gesichter“ ins Leben gerufen. In den Fluren des Begegnungszentrums hängen nun Porträts von Menschen, die anders aussehen als die, die ich im Fernsehen gesehen hatte: keine Trainingshosen, keine glasigen Augen. „Den Lichtenhägern ist

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

auch Unrecht getan worden“, sagt Fabian. „Hier wohnte der Betriebsdirektor neben dem Werftarbeiter neben dem Akademiker. Nicht alle haben damals Steine geworfen.“

Damals, das war die Zeit des offenen Hasses. In den ersten Jahren des wiedervereinigten Deutschlands wurden Städtenamen zu Synonymen für Mordanschläge. Rostock reihte sich ein zwischen Hoyerswerda und Mölln. Bis heute zählen die ausländerfeindlichen Ausschreitungen von Lichtenhagen zu den massivsten der deutschen Nachkriegszeit. Über Tage griffen hunderte Menschen mit Steinen und Brandsätzen die Zentrale Aufnahme- und Asylbewerber in der Mecklenburger Allee 18 an. Tausende beklatschten die Angreifer, riefen „Deutschland den Deutschen“ und „Ausländer raus“. Nach Räumung der Unterkunft richtete sich die Wut gegen das benachbarte Wohnheim vietnamesischer Vertragsarbeiter. Das Haus wurde gestürmt, Feuer gelegt. Mehr als hundert Vietnamesen, eine Handvoll einheimischer Unterstützer und ein Fernsichteam entkamen über das Dach nur knapp dem Tod.

Es gibt Videos aus diesen Nächten. Das bekannteste stammt von dem ZDF-Team, das den Schrecken im Inneren des Hauses festhielt. Eines, das nie veröffentlicht wurde, stammt von meinen Großeltern. Schweigend filmte mein Großvater den Parkplatz am Morgen nach Ende der Ausschreitungen mit seiner ersten Videokamera: Fünf verkohlte Trabi-Skelette standen dort. Die meisten Lichtenhäger aber hatten ihre Autos rechtzeitig aus der Gefahrenzone entfernt. Meine Großeltern zogen sieben Jahre später um – auf die andere Seite der Warnow.

Etwa 30 Prozent der Einwohner von einst leben heute noch in Lichtenhagen. Die NPD bekam bei der Landtagswahl 2011 kaum mehr Stimmen als in anderen Teilen der Stadt. Das Treppenhaus in der Mecklenburger Allee 19 ist hellblau gestrichen. Es gibt einen Zahnarzt, eine Ergotherapiepraxis und eine Klavierschule. Am Klingelbrett steht noch eine Handvoll vietnamesischer Namen, vor der Tür ein namenloser Schnellimbiss. Wer die Männer beim Feierabendbier fragt, was damals geschah, bekommt viele Theorien zu hören. Mal waren West-Neonazis für die Eskalation verantwortlich, mal ignorante Politiker, mal die Ausländer, die sich nicht zu benehmen wussten. Nie die Rostocker.

„Man darf nicht darüber schweigen, man will nicht darüber reden, als muss man redend schweigen“, hat Vorzeige-Bildungsbürger Roger Willemsen in seinem Buch „Deutschlandreise“ geschrieben, für das er zwölf Jahre nach der Wende durch die Bundesrepublik tourte und auf der Suche nach der ostdeutschen Seele im Taxi durch Lichtenhagen fuhr. In einem Text, der den Menschenekel des Autors kaum kaschiert, ist das ein rarer wahrer Satz.

Birgit Schneider möchte ihren richtigen Namen nicht in der Zeitung lesen. Sie trägt ein Sommerkleid und hat gekocht. Seit 1984 lebt sie in Groß Klein. Nur die S-Bahn-Brücke trennt den Stadtteil vom benachbarten Lichtenhagen. In den Augustnächten des Jahres 1992 drängte der Mob die Polizei bis zur

Überführung zurück. Schneider wohnt schon immer im selben Aufgang. Nur einmal ist sie umgezogen, vom achten Stock nach ganz oben. Vom Schlafzimmer aus sieht man die Ostsee. Vom Wohnzimmerbalkon das Sonnenblumenhaus. Birgit Schneider war Krankenschwester in einer allgemeinmedizinischen Praxis in der Mecklenburger Allee, nur zwei Aufgänge neben dem Heim, das seit Wochen keine Flüchtlinge mehr aufnahm. Hunderte warteten auf der Wiese vor dem Block, um Asylanträge zu stellen: ohne Schlafgelegenheiten und etwas zu essen, ohne Toiletten. „Ich musste jeden Morgen über Leute klettern. Sie taten mir leid“, erzählt Schneider und wäscht den Salat. „Wir konnten die Fenster nicht öffnen, so hat es gestunken.“ Als sie am Freitag die Praxis verließ, standen die Ersten mit verschränkten Armen am Rand der Wiese. Sie ging nach Hause, schaute die Nachrichten und hoffte, dass jene Männer es nicht über die Brücke schaffen würden. „Ich war schockiert von der Gewalt“, sagt Birgit Schneider. „Aber auch froh, dass das Chaos vorbei war.“

Es gibt kein Asylbewerberheim mehr in Lichtenhagen. 2011 aber lag wieder eine Broschüre in den Briefkästen der Anwohner. Darin wurden sie aufgefordert, den bevorstehenden Gedenktag zu ignorieren und nicht mit Journalisten zu sprechen. Die Post kam vom NPD-Landtagsabgeordneten Michael Andrejewski. Seine Partei stellt ihn gern als „Zeitzeugen“ vor, so als sei er gar nicht richtig dabei gewesen, in den heißen Nächten vom August '92. Tatsächlich wurden damals schon einmal Flugblätter verteilt: 100.000 Stück mit der Aufschrift „Widerstand gegen die Ausländerflut“. Verantwortlich war die Aktion „Rostock bleibt deutsch“, ihr Organisator ein Jura-Student aus Hamburg: Michael Andrejewski.

Es gibt die Krimi-Weisheit, dass der Schuldige früher oder später an den Tatort zurückkehrt. Andrejewskis Haar ist über die Jahre grau geworden, aber noch immer muss er es gelegentlich mit einem Taschenkamm bändigen. Seit 2004 ist er NPD-Kreistagsabgeordneter von Ostvorpommern und NPD-Stadtrat von Anklam. Wenn ihn jemand auf dem Handy anruft, ertönt jene Melodie, die in „Star Wars“ den Auftritt Darth Vaders ankündigt.

„Schuldskult“ nennt Andrejewski das jährliche Gedenken in Lichtenhagen. Er schimpft gern auf die Politiker, die damals versagt hätten, und mit Versagen meint er den „unkontrollierten Zustrom von Asylanten“. Nicht die in Rostock stationierten Wasserwerfer, die einige Tage vor den Ausschreitungen grundlos nach Schwerin verlegt worden waren und nicht schnell genug zur Verfügung standen. Nicht, dass die Feuerwehr keinen Polizeischutz bekam, als sie versuchte, das brennende Haus zu löschen, oder dass zehn Jahre vergingen, bis alle Gewalttäter vor Gericht standen. 257 Verfahren gegen beteiligte Jugendliche leiteten die Behörden ein – nur drei Täter mussten eine Haftstrafe absitzen. Der Rest wurde freigesprochen oder kam mit Bewährungsstrafen davon. Einen der Brandstifter empfing der NPD-Fraktionsvorsitzende Udo Pastörs 2011 mit Handschlag in Schwerin – als „hilfesuchenden Bürger“.

Man hat saniert in Lichtenhagen, Fassaden gestrichen. Die Schmiererei am S-Bahnhof, die lange Zeit fragte: „Ob das Schwein Wolfgang Richter noch lebt?“ ist nicht mehr da. Wolfgang Richter lebt. 18 Jahre war er Ausländerbeauftragter der Stadt Rostock. Jetzt arbeitet er für ein gemeinnütziges Unternehmen, sein Büro liegt im Studentenviertel. Oft hat er sie schildern müssen, die Nacht im Haus: der Rauch, das Klirren aus den unteren Stockwerken und jener Moment des Innehaltens, als er sich schwor, den Brandstiftern nicht die Stadt zu überlassen, sollte er mit dem Leben davonkommen.

Drei bis viermal die Woche fuhr Richter im Sommer 1992 nach Lichtenhagen. Er sah das Elend der gestrandeten Flüchtlinge und erlebte die schwelende Wut der Anwohner: Die klauen und schießen in die Hausflure, erzählten sie ihm. Die fangen Möwen und grillen sie, schrieb eine Tageszeitung. Es war das Hintergrundrauschen eines Ereignisses, das der ausgebildete Lehrer nur aus dem Geschichtsstudium kannte: Pogrom. Massenpsychose. Worte aus einer längst vergangenen Zeit. Als der Mob schließlich das Wohnheim der Vertragsarbeiter angriff, war Richter im Haus, um den Vietnamesen beizustehen. Immer wieder lugte er durch die Gardinen, sah kaum Polizei. „Wirklich widerlich waren die Menschen, die nur Curry-Wurst aßen und bei jedem Steinwurf applaudierten“, sagt Richter tonlos. Zugereiste? Neonazis? „Der Sonnabend war eine Rostocker Angelegenheit“, meint Richter. Die fremden Kennzeichen seien erst am Sonntag aufgetaucht, als die Bilder von hochgereckten Armen längst in deutsche Wohnzimmer flimmerten. „Das ist in unserer Stadt geschehen. Wir müssen Verantwortung übernehmen“, sagt Richter.

Wie jedes Jahr wird die Stadt versuchen, den Schatten, der auf sie fiel, auszuleuchten. Joachim Gauck wird sprechen, früher Pastor im zehn Minuten entfernten Evershagen und seit kurzem Ehrenbürger der Hansestadt. Ein linkes Bündnis hat eine Demonstration angekündigt.

Rainer Fabian sieht das nahende Datum mit gemischten Gefühlen. Vier Wochen vor dem zehnten Gedenktag brannte erst ein Asia-Laden, danach das Büro der Arbeiterwohlfahrt im ersten Stock des Sonnenblumenhauses. Fabian weiß: Eine Schlagzeile, und seine Arbeit ist dahin. „Ich werde 25 Jahre Lichtenhagen erleben, bevor ich in Rente gehe, vielleicht auch 30“, sagt er. „Die Leute aber wollen den Trubel nicht.“

Vor ein paar Wochen hat Fabian eine neue Aktion auf den Weg gebracht. Das Logo von „Lichtenhagen bewegt sich“ sollte in Hausfluren des Stadtteils hängen. Nach einem Tag waren viele der Plaketten mit der Sonnenblume darauf abgerissen.